



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Eiserne Zeit**

**Bömers, Karl**

**Detmold, 1889**

I.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-12591**



## I.

**A**nno 1633, am Morgen des ersten Ostertages, war es, als diese Geschichte begann.

Voll und freudig klangen die Osterglocken von dem Turme der St. Martinikirche zu Stadthagen und es war, als ob das Jahr mit den frühen Ostern auch den Frühling gezeitigt hätte; rings in Wald und Feld war der Schnee längst zergangen und unter dem Strahle der fröhlichen Oster Sonne sproßte und keimte Blume und Blatt einer lichtfreudigen Auferstehung und Entfaltung entgegen. Daran, daß Schneefall und Sturm den lachenden Märzsonnenschein verdunkeln, daß der schlimme Raufrost der kurzen Herrlichkeit bald wieder ein Ende machen werde, daran dachten die Blumen und Blätter so wenig, wie kurz zuvor die Menschen daran gedacht hatten, daß ihre Hoffnungen auf Frieden nach langer Kriegszeit unter der Hand von Fürsten, Bischöfen und eifernden Staatskanzlern wie die Seifenblasen zergehen würden. Es war dasselbe Spiel in diesem Jahre, wie in den Vorjahren; wenn in der eisigen Winterzeit die Kriegsfurie fast ermattet still lag und abließ vom blutigen Vernichtungswerke, dann atmeten die Menschen auf von der erdrückenden Sorge,

dann glaubten sie an den Frieden, welchen sie sehnlicher wünschten, als alles Andere; sie machten sich neue Kleider und sangen neue Weisen, und wer alsdann dem Bürger und Bauern, der wieder vertrauensvoll die Saat in die Furche warf, gesagt hätte, daß der Krieg nochmal so lange währen werde, wie er bereits gedauert, den würde man für einen Schwarzseher und heiseren Unglücksraben erklärt und man würde ihn verlacht oder gesteinigt haben, wie man so manchen Propheten verlacht oder gesteinigt hat. Kam dann der Frühling und brachte die erstarrten Naturkräfte in neue Bewegung, so gerieten auch die Streitkräfte der feindlichen Parteien aufs neue ins Rollen, die Heeresmassen wälzten sich hin und her, drängten, schoben und zerrieben einander, und unter dem eisernen Tritte der Landsknechte und dem Hufgestampf der Rosse starb, was da keimte und blühte, die Saaten und die Hoffnungen der Menschen.

So war es seit funfzehn Jahren fast überall im lieben deutschen Reiche, so war es auch in der, ihrer Lage und ihrer Natur nach, von dem Schöpfer aller Dinge so ungemein lustig und herrlich eingerichteten Grafschaft Schaumburg. Auch hier drängten und schoben sich die feindlichen Streitmassen seit Jahren; nach den Kaiserlich Siguistischen Heeren kamen die Schweden, nach Tilly kam der Herzog Christian von Braunschweig. Und die einmal da waren, hatten es nicht so sehr eilig mit dem Davonziehen, ein Keil mußte den andern treiben, denn bei der allgemeinen Verheerung nahm man es für ein gutes Glück, wenn man in einen gesegneten Strich Landes gelangt war, wo die Kan- zionirung noch eine lohnende Arbeit.

Ostern 1633 lagen die Schweden unter dem Feldmarschall von Kniephausen im schaumburgischen Lande. Einige Tage zuvor waren sie auch in die uralte, feste

Stadt Stadthagen eingezogen, und es war ein buntes Bild, welches auf dem Marktplatze der Stadt die Osterpersonne beschien. In langen Reihen angepflöck standen die Pferde neu Zugezogener, zwischen den Pferden aber ging das Kriegsvolk seinen mannigfachen, lärmenden Beschäftigungen nach. Hier wurde an Tischen und aufgestülpten Fässern gezechet und gewürfelt, dort standen Landsknechte in heftiger Zwiesprache mit den Bürgern der Stadt in Gruppen bei einander, Obrister und Lieutenants suchten mit lauter Stimme den Lärm zu übertönen und die Regimentsquartiermeister hatten ein schwieriges Amt, Ordnung in die zerfahrene Menge zu bringen. Nicht mehr wie einst, wie noch vor Jahresfrist, war die schwedische Armada das Muster eines streng geschulten und in Zucht gehaltenen Heeres; vollends nach dem Tode des glorreichen Königs Gustav Adolf war der alte Ruhm von dem Heere gewichen. Zahlreiche Truppenteile anderer Nationen waren zu den Schweden gestoßen und der deutsche Landsknecht hatte seinen trotzigen Sinn, seinen hochfahrenden, verwegenen Prahlgeist den schwedischen Regimentern bereits mitgeteilt. Und doch war der deutsche Landsknecht nicht das schlechteste Element unter den Schweden, seine strenge Zucht im Dienste paßte den Fremden, aber das freche Gesindel anderer Nationalität, das sich an die ruhmreichen Heerhaufen allmählich angesetzt, drohte den sittlichen Geist der Kerntruppen zu zersetzen und machte auch die Schweden in gleichem Maße wie die anderen Heere zu einer Plage für den Bürger und Bauern. Bunt genug sah das Volk denn auch aus; Schlißwämmser von den grellsten Farben, breite Spitzen- und Bortengewebe von der kunstvollsten Arbeit, Schlapphüte mit dem kostbarsten Federschmuck, Sammet und Schillerseide trug die Soldateska als gute Beute aus den Läden der reichen Kaufherren, und der Schwede kümmernte

sich ebensowenig wie der „Schweizer“ und der „fromme Landsknecht“ um die Predigt, womit der brandenburgische Pastor Andreas Muskulus über den „pludrichten, zucht- und ehrverwegenen Hosenteufel,“ d. i. die „Bluderhosenmode,“ geeifert.

Wenige Bürgerleute hatten sich auf dem Marktplatze eingefunden, diejenigen, welche ein gläubiges Herz in schwerer Kriegszeit sich gewahrt und die ein heilsames Ende des Krieges von Gott erhofften, diejenigen auch, und es waren ihrer sehr viele, denen der Krieg Verwandte und Freunde genommen, hatten die Osterglocken zur Andacht in die Kirche gerufen, diejenigen aber, denen der fromme Sinn im währenden Kriege abhanden gekommen, saßen vergrämt und verbittert in ihren Häusern, es gelüstete sie nicht, ein längst gewohntes Schauspiel zu sehen, dessen Anblick ihnen nur Aergerniß und Kummer erregte.

Einem aber blieb es nicht erspart, das Gewühl des Marktes immer und immer wieder mit wehmütigem, scheelem Auge zu betrachten, das war der ehrsame Bürger und Gastwirt Kaspar Filthans, welcher an der Ecke des Marktes und der Obernstraße seine Herberge unterhielt. Gut war ihm freilich trotz der Kriegsnot sein Bäuchlein unter der ledernen Küperschürze gediehen, aber sorgenvoll schob er sein Sammetkäßlein auf seinem weißen Haupthaar hin und her, als er am Ostermorgen vor seiner Thür stand, und um seine herabhängenden Mundwinkel hatte ein säuerlicher Zug sich gelagert, obwohl er guten Weines bereits ein Erkleckliches genossen. Auch ihn ärgerte das fremde Kriegsvolk, welches er musterte, indeß er von Zeit zu Zeit durch das Fenster in seiner Wirtsstube blinzelte, in welcher nur ein einziger Gast bei der Weinkanne saß. Sekund aber hatte er seine Aufmerksamkeit einem Häuflein Menschen zugewandt, das vor dem kleinen Ding-Hause am Markte

sich gesammelt. Dort führte Jochen Stahlhut das große Wort, ein windiger Gefelle mit langen Gliedmaßen und mit einem so reichen Schmucke von bunten Bändern am Leibe, also daß er schier anzusehen war wie ein farbig gemalter Papierdrache mit langem Fächerschweif. Jochen war ein Schaumburger Kind, aus Lüdersfeld gebürtig; wenig hatte es ihm daheim hinter dem Pfluge gefallen, er war vor Jahren der Trommel nachgelaufen und hatte sich von einem Roßbuben zu einem rechtschaffenen Lanzenir aufwärts geschwungen; seine Lansdleute hatten ihn vergessen, Jochen Stahlhut hielt es auch eben nicht für geraten, ihr Gedächtnis aufzufrischen, und hätte er es gethan, er hätte ihnen wenig Freude damit bereitet. Auch seine Außenseite hatte wenig Tröstliches; in Miene und Haltung lag eine maßlose Frechheit, und war in seinem Antlitz ein sonderbar Gemisch von Dummheit und Schlaubeit, Bosheit und Gutmütigkeit zu befinden; wenn er aber seine Mundwinkel zu einem freundlichen Grinsen emporzog, so zwang er auch seine ernsthaftesten Kameraden zu herzhaftem Lachen.

In überaus heiterer Stimmung putzte Jochen Stahlhut sein Lederzeug, und mit einer Tonart, die dem ganzen Menschen entsprach, sang er in den hellen Morgen eine alte Weise, die er aus Lüdersfeld mitgebracht:

Ich weiß mir drei Fohlen  
In einem Stalle stehn,  
Die können so leise traben,  
Die muß ich haben.

In seiner Nähe striegelte ein Dragoner sein Pferd, der sang das Lied, das einst die Dithmarsen nach dem Siege über die Schleswiger gesungen:

Gott soll'n wir loben, der uns hat gesandt  
Den guten Heiligen Dominicus, den wahren Heiland,

Der an seinem Tage alle unsere Land  
Gnädiglich behütet mit seiner vorderen Hand,  
Kyrieleyson.

Dieses Lied aber reizte den Focher Stahlhut, der ohnehin über die Maßen handelsüchtig war, und sofort sang er mit schneidender Stimme:

Sanctus Dionysius, Du bist ein heilig Mann,  
In allen unsern Nöten so rufen wir Dich an!

Und als der Dragoner sich nicht um seinen Sang kümmerte, trat er dicht an ihn heran und schrie ihm die Weise ins Ohr; als aber Jener sich unwillig zu ihm wandte, sagte Focher:

„Mag ein guter Heiliger sein, dein Dominicus, obschon ich noch nie große Thaten von ihm vernommen; ich halte aber dafür, daß mein Dionysius stärker ist und bitte dich, das Lob deines Heiligen nicht zu laut hier zu singen.“

„Behalte dein unsinniges Geschwätz für dich,“ rief Jener, „und störe nicht fleißige Männer in ihrem Tagewerke, ich singe was ich will, du Maulaffe!“

Schon fuhr Focher Stahlhut nach seinem Seitengewehr, da trat Grezinger, der Schmied, ein ehrenhafter Bürger von Stadthagen, zwischen Beide und rief:

„Schämt ihr euch nicht, als rechtschaffene Protestanten eure Heiligen zu loben und zu besingen; was soll daraus werden, wenn man im schwedischen Lager so etwas hören muß; für unseren Glauben liegt ihr zu Felde, aber eurer Gesinnung nach gehört ihr ins feindliche Lager.“

Anfangs standen die beiden Reiter verblüfft bei des Grezinger Rede, denn sie merkten wohl, daß er Recht habe, bald aber schrie Focher Stahlhut ihn an:

„Und meinst du dummer Kerl von einem Schmied, du schiefbeinigtes Stück Bürgerpack, du könntest uns ehrenwerte Kriegsmänner mit deiner Weisheit beglücken;

glaubst du, du wärst klüger als wir, du Lump? Zeig' mal das Schwert her, das du da unter dem Arme trägst, erst will ich sehen, ob du ein guter Schmied bist, nachher wollen wir über das Andere reden.“

Und er riß dem Bürger das Schwert weg, trat mit seinem Schnabelschuh auf die Spitze und bog es hin und her. Das Schwert war gut, Grezinger hatte es für den Stadtcommandanten gehärtet und wollte es heute Morgen abliefern; aber Jochen Stahlhut bog so lange und heftig, bis die Spitze abbrach. Dann warf er es dem Schmied vor die Füße und zischte:

„Pfuscher! Willst hier klug reden in all' deiner Dummheit; zeig' uns lieber erst mal den Brief, auf den du ein Meister geworden!“

Mittlerweile hatte sich ein Kreis von Neugierigen um die Streitenden gesammelt; der Schmied aber fühlte sich tief in seiner Ehre verletzt, er nahm die zerbrochene Klinge auf und hielt sie in krampfiger Faust, indem er den Gegner mit wütenden Blicken maß. Der trat dicht an ihn heran, spreizte die Beine, setzte die Helleparthe, die er schnell ergriffen, mit gestrecktem Arm neben den Fuß und erwartete ruhig den Angriff; in dieser prahlenden Stellung aber versetzte ihm ein Dritter einen schallenden Backenstreich. Wütend fuhr er zur Seite und stand dem Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning gegenüber.

„Nebel!“ herrschte ihn dieser an, „habe ich darum erst in Praga dein schlottrig Gebein nach allen Regeln der Kunst wieder zusammengeflickt, daß du es dir auf dem Markte dieser hochansehnlichen Stadt kannst wieder zerschlagen lassen. Ich rate dir, laß diesen ehrsamem Bürgermann in Ruhe, oder ich lasse dich einsperren, bis wir wieder abziehen. Du aber,“ wendete er sich an den Schmied, „geh' zu Haus und, was noch

besser ist, geh' zur Kirche, das ist feiner und löblicher, als hier in ein Wespennest zu stechen."

Mit diesen Worten ging er in die Weinstube von Caspar Filthans zurück, woher er gekommen, und von dessen Fenster aus er des Streites Ursache und Verlauf wahrgenommen. Anfangs war es still auf dem Platze, den er verlassen; bald aber hatte nach diesem unerwarteten Ausgang des Streits Jochen Stahlhut aus Lüdersfeld wieder das große Wort.

"Das ist ein Mann," sagte er zu den Umstehenden, "das ist ein Mann! Ist keine Schande, von dem eine Ohrfeige zu bekommen! Der Kerl hat den Teufel im Leibe; drei Jahre bin ich nun mit ihm zusammen bei dieser ruhmreichen Armada; er und ich und der alte Schwede Snorro Harten, den wir die Schnurre nennen, und dem sie gestern den Arm durchschossen haben, sind die besten Freunde. Ja," fuhr er fort, nachdem er einen tiefen Trunk aus seiner Feldflasche gethan, "weiß ich es doch noch wie heute, als er in Augsburg vor zwei Jahren verwundet darnieder lag. Hatten am Tage ein kleines Scharmützel mit den Kaiserlichen gehabt und er hatte einen Streiffchuß unter dem Knie davongetragen, komm' ich den Abend in unser gemeinsames Quartier, sitzt mein lieber Herr Johanning auf der Bank, raucht sein Tollkraut aus einer kleinen Pfeife, schneidet an seiner Wunde und legt sich einen Verband an. Mund und Nase hab' ich aufgesperrt vor Stammen, er aber warf mir seine Pfeife an den Kopf und sagte: Was stehst du da und sperrst das Maul auf, du dummer, guter Kerl, so eine kleine Blutentziehung schadet einem ehrlichen Manne nicht! Prosit die Mahlzeit, vierzehn Tage hat er an der breiten Wunde stille liegen müssen. Und dabei ist er oft weich wie ein Kind gegen Andere. Als ich in Praga jämmerlich zerschossen lag, besuchte er mich. Jochen, sagte er, als

er meine Wunden untersucht hatte, mit dir ist noch wenig zu machen; hast du noch Jemanden auf der Welt, der sich vielleicht noch mal über dich freuen könnte, hast du zum Beispiel noch eine Mutter? Ja-wohl, sage ich und stöhne, die habe ich. Dann will ich es versuchen, sagte er, ob ich dich wieder heilen kann, um deiner Mutter willen thue ich es, denn an dir selber ist ja doch blutwenig gelegen. Und er hat sich meiner angenommen, wie es wohl kaum einer auf der weiten Gotteswelt gethan hätte, ich bin wieder heil und gesund auf die Beine gestellt, und heute Nachmittag reite ich aus und besuche meine Mutter, und verhoffe, daß sie sich über mich freuen wird."

Bei diesen Worten zog Fochen seine Mundwinkel zu einem gutmütigen Grinsen empor und die Umstehenden lachten über den wunderlichen, lustigen, buntbehänderten Gesellen.

Der Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning saß wieder an dem schweren eichenen Tische als einziger Gast in der Herbergirstube des Kaspar Filthans bei der Weinkanne.

Er war ein breitschultriger Mann von gedrungenem Wuchse, sehnigen und geschmeidigen Gliedern. Bis auf die schmale weiße Halskrause und die braungelben Stulpstiefel war er ganz in Schwarz gekleidet und das reichgeschlitzte mit Seide unterlegte Wams, welches er trug, war bereits hier und da etwas abgetragen und schäbig. Der schwarze kurze Knebelbart, dichtes, kurzgeschorenes krauses Haupthaar von tiefschwarzer Farbe, welches über der schrägen Stirn scharfe Winkel bildete, dunkle Augen unter buschigen Brauen, eine leicht gebogene Nase mit weiten, beweglichen Flügeln, dabei ein wettergebräuntes Gesicht gaben ihm ein fast süd-ländisches Aussehen. Ein harter, leidenschaftlicher Zug lag in diesem Gesichte, tiefer Ernst sprach sich in

demselben aus, und die vielen Narben, die sich auf der Stirn kreuzten, waren wenig geeignet, dem Mann das Ansehen von Jugendlichkeit zu verleihen. Und doch war Jobst Johanning erst fünfundzwanzig Jahre alt. Keinen Schmuck, keine Ketten und kein Gepränge, an denen sich die Jugend erfreut, trug er, nur einen kleinen schmalen Goldreifen an blauseidener Schnur, den er augenblicklich unter seinem Wams hervorgelangt, hielt er in der Hand, und indeß er sinnend in seinen Zinnbecher schaute, ließ er den Ring in Pendelschwingungen an dem Becher erklingen und er lauschte dem Geklimper, als ob ein tiefer, ihm lieber Sinn darin verborgen läge, und dann erhellte sich sein Gesicht und wurde ein freudiges Leuchten darin bemerkbar, das man bei der früheren Düsterteit desselben kaum für möglich gehalten hätte.

Wie lange er dies Spiel getrieben, wußte er augenscheinlich selber nicht. Als vom Martinifirchturm die Betglocken erklangen, sprang er auf, und nachdem er den Ring sorgsam wieder im Wams geborgen, trat er an das Fenster und schaute nach der Scharrenstraße, aus der die Leute beim Heimgange aus der Kirche kommen mußten. Er musterte die Kirchgänger, die mit würdigen Schritten, das Gesangbuch in der Hand, ihren Häusern zueilten, die neben der wilden Kriegshorde, den Marktenderweibern und Schenk mädchen einhergingen, wie die Kinder des Lichts neben den Kindern der Finsternis. Er musterte Alle, als er aber längere Zeit hingesehen, als ob er einen Bekannten unter der Menge suche, fuhr ihm ein Zittern in die Glieder, so daß er sich am Fensterschlosse halten mußte, und eine fahle Blässe überzog sein Gesicht. Die Ursache dieses jähen Schrecks war ein jugendlich Paar, welches in die Niedernstraße einbog und dessen Außeres ein keineswegs Entsetzen erregendes genannt werden konnte. Es war

die schöne Wendelin von Birkhofen mit ihrem Bräutigam, dem Herrn Notarius publicus Konrad von Wölsingen, ein schönes Paar, das die Leute ehrerbietigst grüßten, wenn sie an ihm vorüber gingen. Konrad von Wölsingen war ein stattlicher Mann mit vollen, glattrasirtem Gesichte und blondem Lockenhaar, seine würdevolle Erscheinung wurde vorteilhaft gehoben durch die dunkelblaue, pelzverbräunte Schaub, die er trug, und die schlanke, blonde, blauäugige Wendelin, die in dunkeltem Sammetkleide, eine früh erblühte Rose an der Brust, am Arm ihres Bräutigams einherschritt, paßte zu diesem, wie der Pfeil zu dem Bogen.

Jobst Johanning starrte dem Paare nach, bis es seinen Augen entschwunden. Dann seufzte er tief und schwer auf.

„O weh, o weh,“ sagte er tonlos, „nicht um ein Brautpaar zu sehen bin ich hierher gekommen, und zu dieser Hochzeit habe ich keine Gabe mitgebracht. Wendelin, Wendelin, nun hat alle Freude ein Ende.“

Und er warf sich in einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen, und der starke Mann schauerte leise zusammen und weinte. Dann aber sprang er auf, wie von einem einzigen, thatkräftigen Gedanken beherrscht; in langen Zügen trank er seinen Becher leer und begann im Zimmer hastig auf und ab zu schreiten, und während er auf und nieder ging, wurde er äußerlich ruhiger; krampfzig zogen sich seine Hände zusammen, die Narben auf der Stirn glühten und sein Auge schweifte spähend ab und an nach der Stelle, wo das Brautpaar seinem Blicke entschwunden. Es währte auch nicht sehr lange, da kam der Notarius zurück, und als er vorüberging, öffnete Jobst das Fenster und rief ihn bei Namen. Der Gerufene kam heran, „Jobst, Jobst Johanning,“ sagte er erstaunt, „wo kommst du her!“

„Komm herein,“ bat Jobst, „wenn dir diese Herberge nicht zu schlecht ist; ich habe den ganzen Morgen allein hier gefessen, kannst einem alten Schulkameraden wohl einige Zeit Gesellschaft leisten.“

Und jener trat in das Zimmer, etwas verlegen sah er aus, als er dem alten Freunde die Hand reichte, und er suchte nach dem richtigen Worte vergeblich, das er ihm sagen könnte.

„Ist lange her, daß wir uns nicht gesehen,“ begann Jobst; „drei Jahre sind herum gelaufen, seit ich von Rinteln ausrückte; es geht toll her in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation, und man muß froh sein, wenn man den Kopf oben behält. Dir aber, Konrad, scheint Alles wohl gelungen zu sein, bist dem Anschein nach ein Mann in Amt und Würden, und wenn mich vorhin nicht mein scharfes Auge trügte, bist du auch ein Bräutigam geworden.“

„Bin Notarius publicus hier,“ versetzte Jener, „und habe mich vor Kurzem verlobt mit der Wendelin, die du von Rinteln her kennst, ja — die auch du früher gern hattest. Mußt es mir nicht übel deuten, Freund, daß ich die Braut heimführe, der alte Birkhofen ist seit langer Zeit schwach und elend, und gar sehr bedarf in dieser schweren Zeit eine ehrsame Jungfrau des Schutzes.“

„Immer noch der edle Menschenfreund von früher,“ lachte Jobst, „nun, ich glaube, große Ueberwindung hat dich diese Menschenfreundlichkeit und Schutznahme nicht gekostet, alter Freund; was mich aber angeht, so wünsche ich dir Glück und von Uebelnehmen kann nicht die Rede sein. Es ist Krieg, Krieg in allen Ecken, und im Kriege nimmt Jeder, was er greifen kann, unbekümmert darum, wem es gehört, ob dem Freunde oder dem Feinde.“

„Doch nun sag' mir, wie du hierher kommst, Jobst,“ unterbrach Konrad, dem ein anderes Gespräch offensichtlich lieber war, die Rede des Freundes.

„Erst wollen wir, wenn es dir recht ist, den Willkommen trinken,“ versetzte Jobst, und nachdem er eine neue Kanne vom Besten bestellt und Konrad zögernd und mehr gezwungen mit ihm angestossen, begann er:

„Woher ich komme? Direct von Rinteln komm' ich; wir wollten Hameln entsetzen, das die Kaiserlichen belagern; waren uns aber zu stark, wir mußten erst neuen Zuzug erwarten; beim Neelhofe stießen wir mit den Gronsfeldischen Reitern hart aneinander, haben sie aus ihren Schanzen, die sie sich dort aufgerichtet, tapfer herausgeräuchert und sie geschlagen, sind darauf durch Rinteln gezogen, war mir aber nicht ganz geheuer dort, freute mich, als ich meinen Leib aus dem Neste salvieret; denn sie betrachteten mich dort noch immer mit scheelen Augen, und wer weiß, was passirt wäre, wenn ich nicht straff mit dem Schwerte bei der Schwedenfahne gegangen wäre.“

„Laß die alten Geschichten ruhen,“ sagte Konrad. „Wo warst du denn die ganzen drei Jahre, und hast du nie still gelegen von dem wilden Tanze?“

„Ach Konrad, Ruhe habe ich wenig gehabt, und ich glaube,“ setzte er langsam hinzu, „ich sehe nicht mehr aus, wie glückliche Menschen aussehen, die in Frieden ihre Tage verspinnen. Die kurzen drei Jahre haben mich alt gemacht. Hin und her bin ich gestoßen und geschoben; wie der Heerkörper sich bog, habe auch ich als Glied des Ganzen mich gebogen, einmal nur, im vorigen Winter nach der Schlacht bei Lützen, habe ich lange der Ruhe pflegen müssen.“ Er riß das Wams auf. Ueber der Brust verliefen mehrere alte Narben und eine breite, noch nicht lange ganz verharrschte

Wunde. „Ein Kroatensäbel hat mir diesen roten Streifen hier gezeichnet,“ fuhr er fort, „bis in den Januar hinein mußte ich still liegen, und beim Stillliegen kommen Einem allerhand Gedanken; mich ergriff die Sehnsucht, die Gegend hier mal wieder zu sehen, und nun ich hier bin, ist mir Alles gleichgültig geworden.“

„Was hast du da für ein Liebespfand am blauen Bande?“ fragte Konrad lächelnd. „Deine Wege scheinen doch nicht so ganz ohne Rosen gewesen zu sein.“

Hastig fuhr Jobst mit der Hand nach dem Ringe, an den er nicht gedacht, als er das Wams geöffnet. „Ein Talisman,“ sagte er ruhig, „wie ihn jeder Soldat fast trägt. Er soll schußfest machen, aber hieb- und stichfest macht er nicht, das habe ich oft erfahren. Vielleicht hat er auch seine Kräfte verloren, denn das Mädchen, das ihn mir geschenkt, ist mir längst untreu geworden. So trage ich ihn noch, mehr aus alter Gewohnheit.“

Jetzt erhob sich Konrad. „Ich muß gehen,“ entschuldigte er sich, „man wartet mit dem Essen auf mich. Wir werden uns später noch sehen,“ fügte er hinzu, „denn sobald werdet Ihr unsere Stadt doch wohl nicht verlassen?“

„In einigen Tagen,“ erwiderte Jobst, „ziehen wir fort, auf Hameln zu. Wo pflegst du des Abends deinen Wein zu trinken, Konrad?“

„In der Ratsstube auf dem Stadtkeller. Dort treffe ich Bürgermeister und Ratsverwandte, meine hochgelahrten Herren und guten Freunde, und so es dir Freude macht — er sagte dies etwas gedehnt und mit ängstlichem Blick auf den Anzug des Freundes — werde ich dich den Herren präsentiren. Jedenfalls aber darf ich verhoffen,“ setzte er verbindlicher hinzu, „dich einen Abend bei mir in meiner Behausung zu bewirten.“

„Mit deinen hochgelahrten Herren und guten Freunden bleib' mir vom Halse,“ lachte Jobst, „du weißt, ich komme mit den Herren vom Räte nicht gern zusammen. Deine Einladung aber soll mir recht sein. Also, auf Wiedersehn!“

Die Freunde reichten sich die Hände, und mit würdigen Schritten ging Konrad von Wölfsingen davon.

„Die Hände des Freundes drücken fester als diese,“ murmelte Jobst, als Jener fortgegangen; „hochmütig ist er geworden, glatt und vornehm, und er war doch mein bester Freund in Kinteln; wie kalt werden die Andern sein, wenn dieser schon so kühl geworden. Er war dabei, als ich die That vollführte, die jetzt mein Leben belastet; er hätte den Streich gethan, wäre ich ihm nicht zuvorgekommen. Nun sitzt er dem Glück im Schoße und ich bin ein Landfahrer geworden. Immer kälter und ärmer wird mein Leben, und ich glaube, es wäre besser, der Kroat bei Lützen hätte um ein Weniges fester zugehauen.“

Bald kamen zahlreiche Gäste in die Wirtsstube; Obristen, Hauptleute und Lieutenants ließen sich die Tafel decken; fröhlich umringten sie ihren Kameraden Jobst Johanning, denn sie waren gewohnt, von ihm stets mit einem guten Scherz- und Witzworte empfangen zu werden; heute aber schüttelte er bei ihrem Kommen traurig den Kopf.

„Bin nicht recht zuwege,“ sagte er, „mag auch nicht essen, und es kann sich leichtlich ereignen, daß ich ernstlicher krank werde.“

Dann setzte er sich in einen Winkel am Ofen, zog eine kleine Thonpfeife hervor, und indem er den blauen Wolken, die er aus der Pfeife zog, nachschaute, fiel er in tiefes Sinnen.

Wer war Jobst Johanning, und woher war er gekommen?

Er war eines Küsters Sohn zu Rinteln an der Weser; als er zwölf Jahre alt geworden, war sein Vater gestorben und hatte ihn mit seiner Mutter in Armut zurückgelassen; aber der Fürst Ernst, christmilden Gedächtnisses, hatte sich der Betrübten angenommen. Er hatte den Knaben, der aufgeweckten Geistes und gutartigen Gemüths war, auf dem Gymnasium Illustre und später auf der hohen Schule gehalten; Jobst war ein wilder, unbändiger Geselle gewesen, er hatte seiner Mutter und seinen Lehrern durch seine tollen Streiche manchen Kummer angethan, aber der Fürst Ernst hatte allezeit Alles wieder in Ordnung gebracht, denn er merkte, daß Gutes in dem Gesellen stak und daß er zu schlechten Streichen nicht geeigenschaftet. Jobst wollte ein rechtschaffener Medicus werden, und so fest, wie er beim Bankettiren und Schwelgen in allen Gaststüblein der lustigen Stadt Rinteln unter seinen Commilitones zechend und bramarbasirend an seinem Stuhle haftete, also fest saß er auch hinter seinen Büchern. Gut wußte er Bescheid in den Lehren des Theophrastus Paracelsus und die Schriften des Agrikola und Gefner kannte er schier auswendig, vor Allem aber hatte er dem Lehrworte des Professors Johann Peter Lotichius in Rinteln manch' eine Stunde gewidmet; so war er in den Wissenschaften merklich gefördert und es wohnte in ihm ein freier Geist bei einem frommen Sinne; seine fröhliche Zechkunst aber schrieben verständige Männer auf die Rechnung seiner Jugend.

Wenig aber gefiel der Mutter des Sohnes freie Geistesrichtung, die mit den papistischen Lehren vollständig gebrochen und die er dem Professor der Theologie Johann Gisenius dankte. Der Mutter Vater war ein heller Kopf gewesen, er war Protestant geworden, während die übrige Familie noch an der katholischen Lehre haftete. Das arme Weiblein machte sich oft

Skrupeln darüber, welcher Glaube der rechte, und es machte ihr oft lange schlaflose Nächte hindurch bittere Sorge, daß ihr geliebter Sohn so offen und fast feindselig gegen die katholischen Satzungen Partei ergriff.

So kam das Jahr 1630 heran. Im Jahre zuvor hatte der Kaiser das edictum de bonis ecclesiasticis restituendis erlassen, und nun kamen die Benedictiner-Mönche nach Rinteln, um sich in den Besitz der geistlichen Güter wieder einzusetzen. Da entstand ein großer Streit um die Habe der alma mater, die Mönche kamen mit Waffengewalt, um die Professoren aus den Rechten zu verdrängen, die ihnen mit Brief und Siegel bestätigt, und des Zwistes und Haders war kein Ende. Fest hielten die Studenten zu den Professoren, aber es war zur Zeit, wo die Kaiserlichen in der ganzen Gegend die Uebermacht hatten, wenig angebracht, sich offen aufzulehnen. Die meisten saßen bei dem Wein- und Bierzapfen und vertranken den Ingrimm, die Hörsäle waren geschlossen und einem ungebundenen Leben war freier Spielraum gewährt. So saßen eines Morgens Jobst Johanning und Konrad von Wölfingen bei dem Professor Johann Gisenius beim Frühstück in eifriger Unterredung über der Zeit jammervollen Wechsel, und Jobst hatte gerade in großer Erregtheit mit den Genossen auf glücklichere Zeiten der alma mater sein Glas geleert, als ein Benedictiner-Mönch mit einigen Söldnern in das friedliche Studirgemach eindrang und die Besoldung forderte, die der Professor in den letzten Jahren ohne Rechtsgrund, wie er sagte, bezogen. Alle ruhigen, friedlichen Gegenvorstellungen fruchteten nicht, ebenso wenig die Versicherung, daß die kärgliche Besoldung zur Bestreitung der Nothdurft des Leibes längst aufgezehrt. Als aber der Mönch den Knechten befahl, als Pfand die wenigen „lästerlichen“ Bücher des „Reher-Professors“ wegzuschleppen, schäumte Jobst auf; er riß

seinen Stoßdegen von der Seite und warf sich drohend den frechen Eindringlingen entgegen, und als dann der eine Söldner das Glas ergriff, aus dem Jobst getrunken, und dasselbe mit heiserem Lachen leerte, stach er in leidenschaftlichem Zorn den Mann nieder, den Mönch aber haute er mit der flachen Klinge dermaßen über den kahlen Scheitel, daß er bewußtlos zusammenbrach und die Uebrigen zeternd davonliefen. Nun war es für Jobst hohe Zeit geworden, Minteln zu verlassen. Er barg sich im Walde bis zum Abend, dann ging er auf Schleichwegen in das Haus seiner Mutter, und den Abschied von der armen Frau konnte er nimmer und nimmer verwinden. Ich will dir nicht fluchen, hatte sie gesagt, aber segnen kann ich dich auch nicht, und es war doch mein bester Segen, den ich für Dich, mein liebes Kind, aufgespart. Hüte dich, mein Sohn, vor Anderem mehr, hatte sie mit den Worten des Predigers Salomonis zu ihm gesprochen, denn für dich und für mich sind die Tage gekommen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, und schon gehen die Kläger umher auf den Gassen. Es war ein trauriger, herzerreißender Abschied gewesen, und die Mutter hatte Recht gehabt, die Tage hatten Jobst seither nicht gefallen. Und dann war er in den Garten bei dem Münchhausen'schen Hofe gegangen, wo der alte Birkhofer damals gewohnt, den die Herren von Münchhausen als entfernten Lehnsvetter, da er altersschwach und gichtisch geworden, zu ihrem Rentenerheber bestellt und dem sie mit seiner Enkelin, der früh verwaisten Wendelin, ein Wohnwesen auf dem Hofe hergerichtet hatten. Und auch dieser Abschied war ein schmerzhafter gewesen. Laut hatte die Wendelin geschluchzt, als sie in der Laube des einsamen Gärtleins in aller Heimlichkeit mit ihm auf der Bank gesessen, laut hatte sie geklagt, daß nun Alles vorbei sei, er hatte sie getröstet

auf bessere Zeiten und war fortgezogen zu dem schwedischen Kriegsvolke, um ein berühmter Kriegsheld zu werden oder zu sterben, und auf die eine oder die andere Weise die Schuld seines Lebens zu sühnen. Den Professor Gisenius aber hatte man nach Minden geschleppt und ihn ein Jahr dort gefangen gehalten. Mit Freuden hatten die Schweden das verlaufene Studentlein aufgenommen, und durch seine Geschicklichkeit als Medicus, durch seine tapfere Faust und durch seinen geraden, offenen Sinn war Jobst bald bekannt und beliebt im Heere geworden, dabei war er ein sittenstrenger Mann, unnachsichtig gegen alle Zuchtlosigkeit und Verworfenheit, wie und wo er sie fand, hart gegen sich selbst im Ertragen von Mühe und Arbeit, milde und freundlich gegen Andere. So waren die Jahre vergangen, und Jobst hoffte noch immer, daß auch für ihn eine Zeit des Friedens kommen solle, wo er nach des Lebens Not eine beglückende Heimstätte finden werde. Als er nun vor Kurzem in die Heimat gelangt, hatte er wenig Tröstliches vernommen. Seine Mutter wohnte bei einem Vetter, einem Ratschreiber in Rinteln, welcher ein frommer Mann und der katholischen Lehre zugethan, dabei unduldsam und kaltherzig war. Dieser ängstigte die arme Frau mit den Höllestrafen, die ihren Sohn erwarteten, der seine Hand an einen geistlichen Herrn, wenn auch andern Glaubens, gelegt, und er warnte sie beständig, der Gemeinschaft mit dem Sohne zu entsagen, da es ihr nur so vielleicht gelingen könne, wenigstens einen Teil der Schuld abzutragen und sich selbst der üblen Thaten nicht theilhaftig zu machen. Und die Mutter, welcher es ohnehin wenig gefallen, daß ihr Sohn unter das Kriegsvolk gegangen, hatte sich allgemach und unter großem Herzwch daran gewöhnt, den Sohn als einen Verlorenen zu betrachten. Auch vor dem — ehrlich erworbenen — Gelde, das

Jobst ihr oft auf heimlichen Wegen zugesandt, hatte der Vetter sie gewarnt, er hatte es an sich genommen, um Messen dafür lesen zu lassen. Den alten Birkhofer hatten die Herren von Münchhausen auf ihr Renthaus in Stadthagen versetzt, weil sie in Kinteln eine jüngere Kraft brauchten, denn in der Kriegszeit gingen die Gülden schwer ein und der schwache Mann war der großen Arbeit nicht gewachsen.

So standen die Sachen, als Jobst in Stadthagen eingezogen, und nun hatte er den schwersten Schlag empfangen, als er die Jugendgeliebte am Arme des Jugendfreundes aus der Kirche hatte kommen sehen.

Das Alles ließ Jobst zum tausend und so und so vielen Male an sich vorüberziehen, als er in dem Winkel der Wirtsstube saß. Lästig wurde ihm dabei das Lachen und Scherzen seiner lustigen, tafelnden Kameraden, die Luft in der Stube wirkte drückend und beengend auf ihn, und lieb war es ihm, als er herausgerufen wurde und ein Bote ihm meldete, der verwundete schwedische Wachtmeister Harten wünsche des Sehnllichsten, ihn zu sprechen.

Er verabschiedete sich von den zechenden Herren und ging davon.

## II.

Und jezo führe ich Dich, geneigter Leser, in ein sauberes Haus an der Obernstraße zu Stadthagen. Reinlich und nett ist jeder Winkel des Hauses, blankgeputzt und gescheuert ein jeglich Gerät; aber das Feinste und Schmuckste unter dem Dache ist die Frau des Hauses, die Witwe Walte. Vor einigen Jahren war ihr Mann auf dem Walle der Stadt im Kampfe gegen Tilly'sche Soldaten gefallen, er war seines Zeichens ein Gerber, dabei ein tüchtiger Kriegsmann gewesen und ein ehrenfester, wackerer Bürger. Die bildsaubere, rundliche